

Schweizerische Literatur [Fortsetzung]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572838>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein zornsprühender Blick schoß unter den gesenkten Lidern der Barlamona hervor, wie das Adlerweibchen, wenn es Feinde wittert.

Don Juan trat ehrerbietig auf die Seite, um sie vorbeizulassen.

* * *

Auf dem Gefängnishof geht es laut her. Stimmengewirr, Lachen, schwere Tritte, Kettengeklirr tönt durcheinander. Überall haben sich die Sträflinge mit ihren Familien niedergelassen.

Auf der Treppe des Badhauses sitzt ein stämmiger, sauber rasiertes, ausländisch gekleideter Mann. Beim Anblick seines Weibes erhebt er sich gravitatisch: „Weshalb hast du Mischutka nicht mitgebracht! Da ist er ja, der Taugenichts! Komm einmal her, du Schlingel!“

Eine kränzlich aussehende, nicht mehr ganz junge Frau

drängt sich eilig durch die Schar der Sträflinge durch. Ein blondköpfiger Knabe mit blitzenden Augen klettert schon an ihr hinauf.

„Ich darf schon allein Waffen führen mit dem Schraun,“ teilt er dem Vater eilig mit wichtiger Miene mit.

„Das ist brav von dir! Du bist ja ein fixer Kerl!“ lobt dieser, liebevoll auf das gerötete Gesichtchen blickend.

„Was sind das für Geschichten mit Patta? Nimm dich in acht!“ brüllt zornig ein langer, hagerer Sträfling, seiner Geliebten mit der Faust drohend.

Eine pockennarbige, häßliche Frau entschuldigt sich im Flüsterton, wobei sie scheue Blicke nach allen Seiten wirft. Es gelingt ihr endlich, den eifersüchtigen Gatten zu beruhigen. Die erhobene Faust sinkt, und schuldbewußt, aber mit strahlendem Gesicht läßt er sich neben seiner Ehehälfte nieder.

(Fortsetzung folgt).

Schweizerische Literatur.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Eduard Behrens hat denselben Stoff gewählt wie sein Freund und Mitbürger Charlot Straßer; doch scheint ihn an der Pilatuslegende in erster Linie das Symbolische, das allgemein Menschliche zu interessieren. Solches behauptet auch der Begleitzettel, der mit einer argen Indiskretion gegen den Dichter verkindigt, Behrens arbeite gegenwärtig an einem großen weltgeschichtlichen Epos, dessen leitende Idee der Masvergebau sei, der an allen Großen der Weltgeschichte demonstriert werden solle. Zu einer Dichtung soll ein Gedanke demonstriert werden! Eine schauerliche Vorstellung, die einem von vornherein den ganzen Behrens verleiden könnte! Aber glücklicherweise erheben wir aus der vorliegenden Dichtung — und auch eine frühere Publikation, „Der tanzende Papst“, hat uns darüber belehrt — daß wir es in Wirklichkeit durchaus nicht mit einem spekulierenden Gedankendichter zu tun haben, wie der Verleger uns glauben machen will. Dieser „Pilatus“ ist viel weniger zusammengedacht als — zusammengesiebert! Bei einem Trauerspiel, wie Behrens seine Dichtung nennt, ist das Fiebern nun zwar einigermaßen begreiflich; ein bißchen mehr Klarheit würde aber doch dieser brausenden, wirbelnden Dichtung nicht geschadet haben, nur soviel mehr Klarheit, daß die Differenz zwischen der Inhaltsangabe im Begleitzettel und dem wirklichen Inhalt des Stückes schneller und häufiger auffallen würde, als es der Fall zu sein scheint. Ein unverkennbares Dichtertalent, an das uns „Der tanzende Papst“ noch nicht glauben ließ, und eine außergewöhnliche visionäre Kraft können dem Dichter des „Pilatus“ nicht streitig gemacht werden, und wenn es ihm einmal gelingen wird, dem heißen Blute Mäßigung zu tropfen und die schrankenlose Phantasie etwas zu bezähmen, so können wir von Eduard Behrens Schönes erwarten. Gedankentiefe, glanzvolle Darstellung sind ihm ja eigen und auch Kraft, nur daß diese Kraft in vorliegenden Werke gelegentlich zur Kraftüberei ausartet, wenn unser Dichter etwa mit dem Weltall umgeht, als ob er mit Sonne, Mond und Sternen nur so Football spielen wollte. Selbstverständlich ist diese merkwürdige Dichtung trotz der dramatischen Form und trotz der Erklärung des Begleitzettels nicht als Drama aufzufassen, und ebenso stellt sich der „Luzifer“ des Paul Hugo — wie sich der junge zürcherische Dichter mit Weglassung seines Familiennamens nennt — doch wohl lediglich als Buchdrama dar, obgleich der Autor an eine Möglichkeit der Aufführung denkt. Der Grundgedanke der Trilogie — das Stück zerfällt in die drei Teile „Adam, Kain, Jesus“ — ist dieser. Luzifer, durchdrungen von tiefster Liebe zu den Menschen, will diese befreien und Gott gleich machen, indem er sie lehrt, „ihr Glück, ihr schweres Glück — zu schaffen!“ Seine Mission, die er in heiligster Begeisterung auf sich genommen, scheitert jedoch an der Laubheit der Menschen, scheitert an Adam, an Kain und findet ihre Erfüllung erst in dem Ueberwinder des Bösen, das Luzifer geschaffen, um die Menschen zur Selbsthilfe anzutreiben, in Jesus. Auf die Einzelheiten des Dramas können wir hier nicht eingehen. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß im „Luzifer“ sich ein Talent ausspricht, das ernst zu nehmen ist; die Konzeption, die Anlage der Trilogie, die Auffassung von Luzifer, der zum edeln, ringenden, von glühender Liebe erfüllten Menschheitsbefreier und dadurch selbst zur tragischen Figur im Drama wird, zeugen dafür und zahlreiche Stellen

von poetischer Kraft und dramatischer Schönheit, wie etwa die Szene des Brudermordes, wo die Erkenntnis von der Vergänglichkeit unseres Geschlechts über die ersten Menschen kommt und Kain in prometheisch trotzig Worte gegen Gott ausbricht. Aber die exagierete große Gebärde, die ein junger Dichter etwa dem großen Stoff zu schulden glaubt, fehlt auch dieser Dichtung nicht und leider auch nicht jenes unklare deklamatorische Stammeln, das der flüchtige oder naive Leser so gern für gedankenschweres Dichten nimmt. So lauten gleich die ersten Worte des Prologs in dem präziösen zerhackten Vermaß:

„Wirres Knospen!
Freches Falten!
Zitterwellen
Zagen Scheins,
Luziferswellen
Schlummernächte,



St. Léger. Maferei an einem Bauernhof.

Daß sie walten
Lebenskräfte
Und gestalten
Ueberschwang,
Lebensdrang,
Kampfesnot,
Willenssprall, —
Morgenrot,
Unbewußt
Schaffenslust,
Keimend All!

Das erinnert ja verzweifelt an das kindliche „Menige-Dänige-Doppeldoh . . .“ und verlockt zum Fingerdrehen, bei allem Respekt für das ernste Wollen eines jungen Dichters, dem es aber doch gelegentlich passiert, daß er unversehens den bekannten Schritt vom Erhabenen ins Lächerliche tut.

In die Welt wohniger Wirklichkeit aber und zugleich auch in den Bereich der Bühnenmöglichkeit führt uns das helle Liebespiel von Victor Hardung „Kydippe“*); lebendiges und gegenwärtiges Leben pulstert in diesem Stück, obgleich es in der fernen Vergangenheit des alten Hellas spielt. Den Stoff zu seinem Lustspiel hat Victor Hardung wohl aus Ovids Heroiden geschöpft. Dort wird uns die einer verloren gegangenen Elegie des Kallimachos entnommene anmutige Liebesgeschichte der Kydippe angedeutet. Akontens, ein Jüngling aus Keos, sieht an dem Feste der Artemis zu Delos die junge Athenerin. Von jäher Liebe zu dem schönen Mädchen ergriffen, sucht er die Arglose an sich zu fesseln, indem er ihr im Angesicht der Göttin durch List einen Schwur ablockt. Der Schwur tritt in Kraft, und trotz allerlei Hindernissen wird das junge Paar endlich mit Artemis' und des delphischen Gottes Hilfe vereint. — Die einfache Fabel hat der moderne Dichter in freier Bearbeitung umgedichtet und die Handlung durch eine Reihe fröhlicher Mißverständnisse und Einführung neuer Personen soweit kompliziert, als es für den Aufbau des Lustspiels nötig war. Aber nicht allein der Stoff ist griechischen Ursprungs, mit ihm hat sich der Dichter ein gut Stück griechischer Lebensfreude hergeholt. Etwas wie anatreontischer Sonnenschein liegt über diesem frohen Liebespiel, das von Anfang bis zu Ende eine einzige schalkhaft-innige Verherrlichung von Lebens- und Liebesgenuß bedeutet. Freudigste Lebensbejahung spricht sich in allen möglichen Nuancen aus. Wir vernehmen sie aus dem Munde des Laomedon, Kydippes behaglichem Herrn Papa, einem lebenswürdigen Selbmademan, der die allerunkomplizierteste, allernatürlichste Lebensauffassung vertritt. Noch derber und urthiger äußert sich diese Daseinsfreude in der heiratssüchtigen Amme Arachne und ihrem höchst materialistischen Liebhaber Narcissus. Das Liebespiel dieses Märchens bringt übrigens die grotesk-komische Note in Hardungs Lustspiel ganz in der Art der alten Komödie. Glühende Liebes- und Lebensfreude verkörpert auch die trotzig temperamentvolle, jeder Zimper-

lichkeit ferne Koronis, die heißblütige Aergzin mit dem gefunden Wirklichkeitsfönn und dem klaren Urteil über Menschen- und Männerart. Sie ist die Emanzipierte in Hardungs Stück, das kraftvolle, herbe und heiße, lebensstüchtige Weib, dem zur Seite Deukalion wie die blühende Lebenskraft selber steht. Die feinere Nuance zart verschwiegener Liebe vertritt das Liebespaar Kydippe-Akontens. Aber auch der junge verträumte philosophische Lehrer — denn dazu ist Akontens in Hardungs Stück geworden — hat doch Wirklichkeitsfönn genug, um den richtigen Augenblick ergreifend sich sein Mädchen durch List zu sichern, und selbst die kindhafte Kydippe ist trotz ihrer Verliebtheit in den jugendlichen Lehrer jeder Sentimentalität fern, ein pikanter kleiner Trozkopf, lebensfröhlich und liebesfreudig wie das frohe Lied ihrer jungen Freundinnen:

„Gaben haben wir voll Güte,
Und wir sind so gern bekriegt —
Warten, daß er zärtlich wüte,
Nacht und nimmt und sieht und siegt.“

So führt uns Hardungs Spiel mitten in eine Welt goldiger Daseinslust. Nur in einer an die „Götter Griechenlands“ gemahnenden Stelle vernehmen wir Töne der Behmut, in der Elegie des die Götterdämmerung voraussehenden Pan, in dieses elegische Intermezzo mitten im lustigen Lebensspiel mutet unsagbar weich und tief an**).

Ob Hardungs Stück für die Bühne geschaffen ist, darüber kann gestritten werden in einer Zeit, wo man ins Theater geht, um möglichst viel zu sehen und möglichst wenig zu denken. Denn viele Schönheiten hat Hardungs Lustspiel, die nur dem aufmerksamen und verständnisvollen Hörer bewußt werden. Freilich auch einige Längen, die vielleicht auf der Bühne weniger günstig wirken als bei der Lektüre; derlei Mängeln kann jedoch bei der Inszenierung leicht abgeholfen werden. Im ganzen großen aber müßte dieses Stück mit dem reizvollen Szenen- und Stimmungswechsel, den anmutigen Bildern und der reichen wohltonenden Sprache gerade auf der Bühne besonders zur Geltung kommen.

Sinzig und allein als Aufführungsstück gedacht ist das kleine beredende Lustspiel von Otto von Greyerz: „Sündri und Wunderli oder Hei Si, wei Si, cheu Si“**). Man kennt ja diese reizenden, urthig-fröhlichen Stücklein des Berner Dialekttdichters, die von der Berner-Liebhaberbühne und dem Publikum immer mit soviel begeisterter Freude aufgenommen werden. Im vorliegenden Dreiaakter handelt es sich um den drolligen Haß zwischen Bernern und Zürichern, der sogar droht, die Heirat einer Bernerin mit ihrem Zürcherge liebten zu verunmöglichen. Durch lustige Intrigen und wohl auch die Gutmütigkeit des anfangs renitenten zürcherfeindlichen Bernervaters wird der Konflikt glücklich gelöst. Auf der Bühne muß dieses harmlose Lustspiel gewiß sehr hübsch wirken, besonders durch die amüante Wiedergabe urthiger und drastischer Zbidiotismen.

*) f. „Die Schweiz“ IX 1905, 23.
**) Wein, H. Franke. 1906.

(Schluß folgt).

*) Scheubitz, W. Schäfer. 1905.

Frühling in der Schwand.

(Luzerner Mundart).

Dr Föhn sprengt dor's Land us
Ueber Bärwald ond =wand us
Ond reglet am Schwandhus:
„Dr früelig wott cho!
Mer scheckt ech, we fründli,
Ne Hampfle Wöndli
Ond seid, eme Schtöndli,
Hoje, hojo,
Seg'r sälber de do!“

Am Büel sengt es Glöggli
Ond säcklet es Rööfli.
Du, Wend, lach mr d'Sööfli
Vo dem Meitschi so goh!
Do chont's mr jo tschprenge;
Höchuf tue n'is schwenge,
Ond mr juble'n ond senge:
„Was warte mr no?
Hoje, hojo,
Dr früelig esch do!“

Frid. Hofer, Eschenbach b. Luzern.

